In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 110. Posen, den 1. November 1927. Nr. 110.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

20. Fortsetzung

„Es freut mich, daß es Ihnen gefällt, Herr van Beethoven, wenn Sie vorläufig auch kaum viel davon gesehen haben, und was Ihren Dank betrifft, so gebührt dieser meiner Tochter Therese, welche schon in Wien die Idee hatte, Sie nach unserem Schlosse einzuladen."

Beethoven sah auf Therese hin, die wie von Glut übergossen hinter der Mutter stand und in ihrer Befangenheit ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Willkommen in Martonvasar!" sagte sie leise und zagend.

Beethoven verbeugte sich vor Therese, küßte ihr die Hand, und nun kamen die anderen auf ihn zu, und es gab ein Händedrücken und ein Begrüßen, aus dem lauterste Freude und Herzlichkeit sprachen.

„Sie sollen sich bei uns wie zu Hause fühlen, lieber Meister!" sagte die Gräfin und lud ihn mit einer Handbewegung ein, auf einem Fauteuil an ihrer Seite Platz zu nehmen. „Therese, willst du dich nicht auch niedersetzen?"

Therese nahm gehorsam an der anderen Seite der Gräfin Platz, Beethoven gegenüber, der sich trotz aller Herzlichkeit ein wenig beengt fühlte.

Langsam kam ein Gespräch in Gang, an dem sich alle beteiligten; aber je lebhafter dasselbe wurde, desto einsilbiger wurde Beethoven, der es hier ganz besonders drückend fühlte, daß er alles sei, nur kein Gesellschaftsmensch. Sein schwaches Gehör, das ihm hier in dieser neuen Umgebung und in dem großen Raume doppelt fühlbar wurde, trug hierzu ebenso bei wie sein scheues Wesen, und so begnügte er sich damit, Komteß Therese tief in ihre schönen Augen zu sehen und lebhafter hinzuhorchen, wenn sie in die Konversation eingriff. Die Gräfin-Mutter bemerkte das.

„Herr van Beethoven," wandte sie sich an ihn, „Sie scheinen von der Reise ermüdet zu sein oder fühlen Sie sich etwa nicht wohl?"

„Frau Gräfin irren, ich habe die Reise sehr gut zurückgelegt und fühle mich im Kreise der mir so freundlich gewogenen Familie ungemein wohl. Es ist gerade nur die neue Umgebung, die mich ein wenig bedrückt, doch das wird sich ja von selbst geben."

Therese rückte an ihrem Platze ein wenig unruhig hin und her, denn sie wußte, wie wenig wohl sich Beethoven in Gesellschaft fühlte und wäre es auch die ihm sympathischeste. „Herr van Beethoven," sagte sie lächelnd, „fühlt sich am wohlsten, wenn er im Freien oder an seinem Klavier sein kann. Nicht wahr, Meister?"

Beethoven nickte zustimmend.

Graf Franz rief, die Sache aufgreifend: „Wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang im Park?"

„Wenn er nicht zu lange dauert," meinte die Gräfin, „will ich ihn gerne erlauben, aber zur Tafel muß alles pünktlich wieder im Hause sein!"

Die ganze junge Gesellschaft erhob sich, und auch Beethoven folgte diesem Beispiel.

Therese trat auf ihn zu. „Unser Park ist wirklich sehenswert, Herr van Beethoven, und ich freue mich, Ihnen seine Schönheiten zeigen zu können!"

„Ich will Ihnen dafür recht dankbar sein, Komteß!"

Beethoven schritt an ihrer Seite zu der nach der Gartenterrasse führenden offenen Tür, und dem Paare folgten Graf Franz mit seiner Frau und Graf Deym mit Josephine. Die Gräfin-Mutter, die im Salon verblieb, rief ihnen noch die Mahnung nach, nicht allzu lange auszubleiben, und sie traten dann frohgemut in den Park hinaus, der sich von den wohlgepflegten Beeten vor dem Schlosse bis weit hinaus ins Land erstreckte. Die alten Bäume rauschten melodisch im Winde.

„Der Wald grüßt unseren illustren Gast," rief Franz belustigt aus.

Beethoven lächelte über die gutgemeinte Huldigung seines Freundes.

„Diese Stimme der Natur gilt nicht mir, lieber Franz, laß also diese Komplimente, die deiner und meiner nicht würdig sind."

„Na, na, du Griesgram! Man wird doch noch eine Bemerkung machen dürfen, Ludwig, oder bist du zu uns gekommen, um den Einsiedler zu spielen?"

Beethoven schüttelte ernst den Kopf. „Ich kam, weil man mich rief, Mensch unter Menschen zu sein und weil ich auf diese Eigenart von Martonvasar neugierig war."

„Da mußt du dich an meine Schwester Therese halten, das ist das geistige Oberhaupt dieser Republik der Geister," sagte Franz in leicht spöttischem Ton.

„Lassen Sie Franz nur spotten," fiel Therese begütigend ein, „und vertrauen Sie sich ruhig meiner Führung an. Sie sollen meine kleine Geisteswelt kennen lernen."

Therese legte ihren Arm leicht in den Beethovens und schritt mit ihm von der Gesellschaft weg über den Kiesweg des Gartens zu einer Lichtung am Waldesrand, die im Kreis von acht gleich großen, prächtigen Linden bestanden war.

Beethoven sah mit einem fragenden Blick auf die Komtesse hin, welche abwartete, bis ihre Verwandten außer Hörweite gekommen waren.

„Hier ist mein kleines Reich erlesener Geister!" sagte sie mit tiefem Ernst.

Beethoven sah im Kreise umher; die acht Bäume standen da so ernst und feierlich, als wüßten sie, daß sie eine besondere Bedeutung hätten.

„Ihr Reich, Komteß?" Er fragte es beklommen. „Wie soll ich das verstehen?"

„Sie werden mich sofort verstehen, Meister; jedenfalls besser als jene anderen, die trotz ihrer Zugehörigkeit immer einen gewissen Spott für meine Schrulle haben, wie sie es manchmal zu nennen belieben."

Sie schritt mit Beethoven auf den nächsten Baum zu, und nun erst sah er, daß jeder einzelne an seinem Stamme ein Täfelchen trug, auf dem ein Name in schöner Rondschrift gemalt war. „Marie", lautete dies am ersten Baume.

„Meine Mutter!“ erklärte Therese und zog ihn sanft weiter.

„Franz“, „Josephine“, „Sidonie“, „Rudolf“, las Beethoven die nächsten.

Nun standen sie, schweigend, wie sie die ganze Runde absolviert hatten, vor dem siebenten Baum, der den Namen „Therese“ trug.

„Das sind Sie selbst, Komteß?“ fragte Beethoven, um nur etwas zu sagen.

Sie nickte stumm und zog ihn sanft zum nächsten Baume hin, wo sie seinen Arm losließ und mit der Hand auf die Tafel zeigte, die er trug.

„Ludwig“, las Beethoven, und in seinen Augen blitzte es hell auf.

„Das gilt wohl mir?“ fragte er bewegt. „Und gerade Ihnen zunächst?“

Therese senkte leicht errötend den Kopf.

„Das soll unsere Seelenverwandtschaft bedeuten, Meister,“ sagte sie mit einem freudigen Lächeln, da sie bemerkt hatte, welch tiefen Eindruck das Ganze auf Beethoven gemacht hatte.

In seinem Kopfe wirbelte es von tausend Gedanken, die auf ihn einstürmten, und Beethoven blickte befangen im Kreise umher, bis sein Blick wieder auf ihrem Antlitz haften blieb, das von einem seligen Lächeln erhellt war.

„Das ist meine Welt,“ sagte sie leise und feierlich, als wenn es eine Offenbarung gälte.

„Ich verstehe nicht, Komteß Therese,“ brachte er stockend hervor.

„Das will ich Ihnen gleich erklären, verehrter Meister!“ Sie zog ihn zu einer Rundbank, die in der Mitte des von den Linden gebildeten Kreises stand, und ließ sich auf derselben nieder. Beethoven nahm schüchtern neben ihr Platz, und seine Augen hingen wie gebannt an ihren Lippen. „Diese acht Bäume hat mein seliger Vater gepflanzt, und seit meiner frühesten Kindheit war dieses Rondell mein liebstes Plätzchen in dem ganzen riesigen Garten. Hier tollte ich mit meinen Gespielinnen herum, so lange ich noch ein Kind war, und hier verträumte ich späterhin, als Backfisch, so manche einsame Stunde. Diese acht Bäume wurden meine Freunde, und ich betrachtete sie seit jeher als mein Eigentum. Vor sieben Jahren; es war im ersten Sommer, nachdem ich das Glück hatte, Ihre Schülerin zu werden . . .“

Beethoven fuhr auf, als wollte er sie unterbrechen, aber eine Handbewegung Theresens gebot ihm, sie ungestört weiter sprechen zu lassen.

„. . . vor sieben Jahren,“ fuhr sie fort, „erbat ich mir von meiner Mutter, über diesen Platz im Park völlig frei verfügen zu können, was sie mir gerne gewährte. Ich ließ diese Bank aufstellen und versah diese Linden mit Täfelchen, die den Namen aller jener Personen trugen, die mir und meinem Herzen nahe standen: meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester, deren Gatte und . . .“

„Und auch ich?“ platzte Beethoven, halb erstickt von der Erregung, die ihn bei den Worten der Komtesse gepackt hatte, heraus. „Auch ich stehe Ihrem Herzen nahe, Komteß?“

Mit fiebernden Wangen und bebenden Blicken harrte er auf ihre Antwort.

Therese fuhr aber unbeirrt in ihrer Rede fort:

„Auch Sie, lieber Meister, gehören zu der Sozietät, zur Republik erlesener Geister, ja noch mehr, Sie sind wohl der erlesenste und bedeutendste in diesem Kreise.“

„Wie soll ich das verstehen, Komteß Therese?“ fragte Beethoven etwas kleinlaut nach der fühlbaren Enttäuschung, die ihm geworden.

„Wir gehören eben alle zusammen, die wir durch Bande des Blutes, des Gefühls und des Geistes verbunden sind, und diese acht Bäume verkörpern für mich, so phantastisch dies auch klingen mag, diese Republik der Geister, die mir die Welt bedeuten. Wie oft habe ich mit den Bäumen Zwiesprache gehalten, gleichsam, als wären die Menschen vor mir, die sie präsentieren, und oft holte ich mir Trost und Aufrichtung in diesem geisterhaften Kreise; am meisten, wenn ich mit meinen Linden allein war!“

Therese sah sinnend vor sich hin.

„Verzeihen Sie, Komteß,“ begann Beethoven zögernd, „wenn ich dies, so schön empfunden und so edel der Gedanke ist, etwas phantastisch finde.“

„Auf diesen Einwand war ich gefaßt, Meister, habe ihn auch schon von anderen gehört, aber ich habe mich einmal in diese Idee hineingelebt und möchte sie um keinen Preis missen, und es tut mir beinahe weh, daß gerade Sie mich nicht verstehen wollen oder können.“

Beethoven fuhr lebhaft auf.

„Komteß sprachen früher von allen, die Ihrem Herzen nahe stehen! Wie darf ich das auffassen, da ich doch nicht wie die anderen zur Familie zähle?“

Er sah sie mit einem durchdringenden Blicke an, als erwartete er von ihr nunmehr eine schicksalsschwere Entscheidung . . .

„So wie ich es gesagt habe, Meister! In meiner Familie des Geistes sind Sie deren Oberhaupt, und als solches . . .“

„Reden wir nicht von Geistern, Komteß,“ unterbrach er sie hastig und faßte ihre zarte Hand, die leicht zitternd auf ihrem Kleide ruhte. „Sie sprachen vom Herzen, und dieses Wort war es, das mich so mächtig ergriff, das in mir eine schöne Hoffnung erweckte, einen Blick in die Zukunft . . .“

„Welche Hoffnung, lieber Beethoven?“ fragte sie zagend und ahnungsvoll. Ihre Augen leuchteten in sanftem Glanze, und ihre Züge waren milde und beseelt, als wenn ihr Innerstes erleuchtet gewesen wäre.

Beethoven packte es mit unwiderstehlicher Macht; er fühlte es — jetzt oder nie mußte sich sein Schicksal, das ihn bisher immer genarrt hatte, entscheiden, und er faßte all seinen Mut, all sein überquellendes Gefühl zusammen.

„Therese! Hier an dieser geheiligten Stätte, die Sie sich selbst geschaffen, in dieser Stunde, da von Ihren holden Lippen die schönen, beseligenden Worte ertönten, muß ich Ihnen sagen, was ich schon seit Jahren in mir trage . . .“

„Um Gottes willen, Beethoven!“ kam es fast angstvoll von ihren Lippen.

„Ich liebe Sie, Komteß! Ich liebe Sie mit der ganzen Glut eines gereiften Künstlerherzens, mit der ganzen Kraft meiner Seele, und weil sich in Wien niemals die Gelegenheit so recht ergab, kam ich nach Martonvasar mit dem Gedanken, hier mein Schicksal zu entscheiden!“

Mit glühender Kraft hatte er diese Worte hervorgestoßen, und er brach ab, den Kopf tief auf die Brust senkend, als fürchte er, der nun kommenden Entscheidung von Theresens Lippen entgegenzublicken . . .

„Ich habe diese Worte von Ihnen erwartet und gefürchtet, Beethoven!“ sagte Therese ernst und bewegt. „Ja, gefürchtet! Denn so sehr mein Herz für Sie fühlt, so sehr alles in mir nur den einen Gedanken hegt. Beethoven! So wenig weiß ich Ihnen jetzt zu erwidern, liebster Freund!“

Beethoven sah betroffen zu ihr auf. Er fühlte den herben Zwiespalt in ihren Worten, aber er fühlte auch das darin enthaltene Geständnis ihrer Liebe und, daß jetzt oder nie die Entscheidung fallen müsse . . .

„Therese, Sie lieben mich?“ rief er selbstbewußt und dennoch zweifelnd. „Was kann, was darf dann noch zwischen uns stehen? Ihre Familie ist ganz für mich eingenommen, und ich glaube, von dieser Seite . . .“

„Von dieser Seite gewiß nicht, aber — wir selbst!“

„Wir selbst?“ wiederholte Beethoven erregt. „Ich verstehe nicht!“

„Sie werden mich verstehen lernen, Beethoven!“

„Niemals!“ fuhr er heftig auf. „Wenn zwei sich lieben . . .“

„Dann muß ihre Liebe noch immer nicht die Erfüllung finden, mein bester Freund.“

„Wie soll ich mir das auslegen, Komteß?“ fragte Beethoven bebenden Herzens.

„Das kann ich Ihnen nicht heute, nicht in diesen ersten Stunden Ihres Hierseins erklären, lieber Beethoven, wohl aber will ich Ihnen gestehen, daß es der einzige Zweck Ihrer Einladung zu uns war, mich mit Ihnen auszusprechen und in diesem Tempel der Natur uns beide mit jenem Glauben zu erfüllen, der unserer würdig ist.“

Beethoven hatte mit offenem Munde der pathetischen Rede Thereses zugehört.

„Ich muß gestehen, Komteß, ich weiß nicht, was diese Worte zu bedeuten haben! Sie wissen es doch seit langem, daß ich Sie liebe, Therese, und wenn mich heute mein Gefühl und dieser Ort dazu hinriß, Ihnen dieses Geständnis nochmals und in dieser Form zu wiederholen, so war ich auf eine andere Antwort gefaßt.“

Er sah sie fast vorwurfsvoll an, doch Therese lächelte überlegen.

„Sie vergessen, Beethoven, daß Sie und auch ich keine gewöhnlichen Alltagsmenschen sind, wie irgendein Hans, der seine Grete liebt, der einfach hingeht, um sie zu freien, zu heiraten und so weiter. Sie sind ein Künstler, ein Genie, der nicht sich selbst gehört, auch nicht dem Weibe, das er liebt und das ihn liebt, sondern nur seiner Kunst und der Welt . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Das gewaltigste Erdbeben, das je in Alaska getobt hat.

Von Professor Robert F. Griggs.

Wir meldeten kürzlich, daß sich der Herd der überall in Amerika verzeichneten Erdstöße allem Anschein nach in Alaska befinde. Dieses Land ist vulkanischer Natur und hat zu allen Zeiten zahlreiche Erdbeben erlebt. Allerdings waren dabei erfreulicherweise vielfach nur wenige oder gar keine Menschenleben zu beklagen, weil der Herd der Beben meist in der Nähe unbewohnter Stätten lag. So scheint es auch jetzt bei dem neuen Erdbeben zu sein. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Jahre 1912, wo der Katmai ausbrach. Diese bedeutendste Katastrophe der Neuzeit ist aus dem obengenannten Grunde bis vor kurzem in Europa unbekannt geblieben, ebenso das neue Weltwunder, das bei diesem Ausbruch entstanden ist: „Das Tal der Zehntausend Dämpfe.“ Aus dem jetzt im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, vorliegenden gleichnamigen Buch des Entdeckers nachstehend eine Schilderung über den Ausbruch und seine Folgen. Vielleicht ist auch die neue Katastrophe dem Katmai oder einem andern Vulkan auf Alaska zuzuschreiben?

Niemand ahnte etwas von der Naturkatastrophe, bis zum 6. Juni plötzlich Vulkanasche über ganz Nordwestamerika regnete. Es hieß, daß Kodiak in Südwestalaska am schwersten betroffen sei. Da Kodiak aber 170 Kilometer vom nächsten Vulkan entfernt liegt, tappte man über den eigentlichen Herd des Unheils im Dunkeln. Der Katmaivulkan*) wurde in den ersten Drahtmeldungen zwar erwähnt, aber lange war man sich nicht darüber klar, ob gerade er ausgebrochen war.

Der Ausbruch zählt zwar zu dem Dutzend der größten in geschichtlicher Zeit, lenkte aber die allgemeine Aufmerksamkeit verhältnismäßig wenig auf sich. Die betroffene Gegend ist zu abgelegen. Katmai war einfach nur ein Name auf der Karte. Er war höchstens den Lotsen bekannt, welche die selten besuchte Küste der Schelikoffstraße befuhren.

Von der Größe des Ausbruchs erhält man vielleicht eine Vorstellung, wenn man sich die Wirkung vergegenwärtigt, die ein ähnliches Naturereignis in einer bekannteren Gegend, etwa in der Hauptstadt des Deutschen Reichs, zeitigen würde.

Fände ein solcher Ausbruch in Berlin statt, so wäre die Dampfsäule bis Jena zu sehen. Das Getöse der Explosionen wäre in Rom deutlich hörbar. Die Dämpfe würden über ganz Westeuropa hinwegfegen. In Kairo würden sie ungeschütztes Messing blind machen; selbst zum Trocknen aufgehängte Wäsche würde von der darin enthaltenen Schwefelsäure so zerfressen, daß sie auf dem Plättbrett in Stücke zerfiele. Bis nach Wien würden die säurehaltigen Regentropfen auf Gesicht und Händen schmerzende Brandwunden hervorrufen.

In Leipzig läge die Asche etwa 30 Zentimeter hoch. Was vor allem den Schrecken der Naturerscheinung erhöhen würde: diese Stadt würde sechzig Stunden lang in völliger Dunkelheit liegen — einer Dunkelheit, schwärzer als alle erdenkliche Finsternis, so tief, daß eine Laterne nicht zu sehen wäre, die man mit ausgestrecktem Arm vor sich hält. Von den entsetzlichen Vorgängen, die sich in

*) Sprich: Kätt-mai mit dem Ton auf der zweiten Silbe.

Großberlin abspielen würden, kann man sich ein Bild im einzelnen gar nicht machen. Irgendwelche Rettungstätigkeit wäre unmöglich, denn es gäbe keinen Ueberlebenden. Ganz Großberlin und außerdem noch ein ebenso großes Gebiet würden sich in gewaltigen gähnenden Schlünden öffnen, und glühende Ströme geschmolzener Lava**) ergössen sich aus jeder Spalte.

Die Lava würde sich, von den entweichenden Gasen zertrümmert, in rotglühenden Sand verwandeln, der, alles verzehrend, was ihm in den Weg käme, wie griechisches Feuer durch die Stadt raste. Der Strom glühenden Sandes würde jegliche Spur der einstigen Stadt völlig auslöschen. Besäße Berlin die Hochhäuser Neuyorks, so würde an den tiefsten Stellen der fast geschmolzene Sand wahrscheinlich die höchsten Wolkenkratzer überdecken, wenn auch die Spitze des Woolworthturms herausragen könnte, falls sein Stahlgerüst überhaupt in dem feurigen Ofen ringsum standhielte. Es fragt sich in der Tat, ob nennenswerte Trümmer zurückblieben, um die Stelle kenntlich zu machen, wo einst die Weltstadt gen Himmel ragte.

Jedenfalls könnte sich monatelang niemand näher heranwagen als bis Potsdam. Außerdem würde ein Loch im Boden ausgeblasen sein, groß genug, alle Gebäude von Großberlin verschiedene Male aufzunehmen.

Wenn man sich so die Ausmaße der Naturerscheinung verdeutlicht, wird man besser vorbereitet sein, den Bericht einer Verheerung zu lesen, wie sie wohl in der Geschichte der Vulkanausbrüche einzig dasteht. Aber in einem Punkt mag der Leser von vornherein beruhigt sein: Gewiß spielte sich Entsetzliches ab, aber Menschenleben wurden nicht vernichtet. Nicht eine einzige Person kam bei dem Ausbruch um.

So war die Menschheit in der glücklichen Lage, die mannigfaltigen Fragen des Vulkanismus unter so günstigen Bedingungen untersuchen zu können wie noch nie zuvor, und zwar ohne den schrecklichen Blutzoll zahlen zu müssen, den solche Katastrophen gewöhnlich fordern.

Der obenerwähnte glühende Sandfluß kennzeichnet eine neue Art von Ausbruch, der von allen bisher beobachteten Eruptionen verschieden ist. Die Erkenntnis, daß derartige Ergüsse wahrscheinlich auch in der Vergangenheit vorkamen, dürfte viele Ablagerungen erklären helfen, die jetzt den Geologen ein Rätsel sind.

Die Erscheinungen, wie sie hier an der Oberfläche auftraten, lassen ahnen, wie manche erzreiche Gegend zustande gekommen sein mag. Eine Untersuchung der Fumarolen verspricht, auf die Bildung metallhaltiger Adern in den Tiefen der Erde neues Licht zu werfen. Wenn wir uns die Vorgänge, die sich hier abgespielt haben, in befriedigender Weise werden erklären können, so dürfte das ein wichtiger Schritt sein, die Entstehung metallischer Erze im allgemeinen zu verstehen.

Auch die Entladungen bieten viel Reizvolles und Wichtiges. Aehnliche Ausbrüche in der Vergangenheit haben uns nur wenig Anhaltspunkte hinsichtlich der Vorgänge gegeben, die das Freiwerden jener riesigen Energiemengen bewirkt haben, die dabei ausgelöst werden. Bis auf den heutigen Tag gibt es keine stichhaltige Erklärung für vulkanische Ausbrüche. Auch hier gewährt uns der Katmai infolge gewisser Begleitumstände eine ungewöhnliche Einsicht in die Ereignisse, die den großen Entladungen vorangehen. Es scheint, als könnten wir diese nunmehr besser verstehen lernen.

Nicht minder wichtig als die Rätsel des Vulkanismus sind die Fragen der Neubildung der Pflanzendecke in der verwüsteten Gegend, sowohl in landwirtschaftlicher wie in wissenschaftlicher Hinsicht. Die Ausdehnung der aschebedeckten Fläche bietet eine beispiellose Gelegenheit, zu untersuchen, wie Asche zu einem Boden wird, auf dem höhere Pflanzen wachsen können. Die Vorgänge, durch die eine solche Menge roher Gesteinstrümmer zu einem an organischen Stoffen reichen Boden umgewandelt werden, sind von größter Bedeutung für gewisse Fragen der Landwirtschaft.

Das Tal der Zehntausend Dämpfe übertrifft alle andern Vulkangebiete in der Anzahl seiner Schlote und der Menge des entwickelten Dampfes. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß, von Zeiten gefährlicher Ausbrüche abgesehen, die Gesamtsumme der Aushauchungen aller andern Vulkane der Neuen Welt, von den Aleuten bis Patagonien, nicht an das heranreicht, was ständig innerhalb des Gesichtsfeldes des Beobachters dem Tal der Zehntausend Dämpfe entströmt.

Wollen wir ein Seitenstück zu diesem Tal finden, so müssen wir uns den Denkmälern der Geologie zuwenden; denn es handelt sich um einen Vulkanausbruch, wie ihn der Geologe wohl in dem Gestein aus vergangenen Zeitaltern verewigt findet, wie er aber in unserer gegenwärtigen Welt noch nie beobachtet werden konnte.

Die heftigen Entladungen, wie sie die erste Zeitstufe der Tätigkeit kennzeichnen, sind überdies gänzlich verschwunden. Die unzähligen Schlote wirken wie ein riesiges Sicherheitsventil, durch das die gewaltigen Kräfte, die sich darunter ballen, einen Weg zu harmlosem Entweichen finden.

Es ist daher höchst unwahrscheinlich, daß hier wieder gefährliche Verhältnisse eintreten. Der Beobachter kann also überall im Vulkangebiet sicher umherstreifen, ohne einen plötzlichen Umschwung fürchten zu müssen. Er kann sogar völlig ungefährdet über den Rand der Mundlöcher blicken, aus denen die Gase ausströmen, und hinein in die Tiefe schauen, durch wirbelnde Ströme überhitzten Dampfes, die gerade neben seinem Ellbogen herausquirlen.

So viele für die Allgemeinheit wie für den Forscher reizvolle

**) Genauer: Magma; denn der Schmelzfluß war nicht entgast. Genau genommen gab es keine Lavaflüsse bei dem Ausbruch des Katmai.

Naturerscheinungen enthält diese Gegend, daß Präsident Wilson mitten im Weltkrieg das ganze Gebiet zum Katmai-Nationalpark erklärte, der 4500 Geviertkilometer umfaßt.

Schließlich gestattet ein neuer Hafen, den die Expeditionen entdeckten, das Gebiet dem Reiseverkehr zu erschließen. Ein paar Kilometer Landstraße, die den Hafen mit dem Vulkangebiet verbinden, werden das Tal der Zehntausend Dämpfe ebenso leicht zugänglich machen wie die Geiser des Yellowstone-Parks.

Anekdotisches rund um „Papa Wrangel".

Zu seinem 50. Todestage am 1. November 1927.

Zusammengestellt von H. Berger.

(Nachdruck verboten.)

Papa Wrangel inspiziert Truppen in Ruppin. Er ist begleitet von seinem Adjutanten Graf Eulenburg. Die Ruppiner ließen es sich natürlich nicht nehmen, dem verehrten und geliebten Feldmarschall auch die „bürgerlichen Ehren" zu erweisen, und so galt es, zunächst einmal die Kompagnie der Ehrenjungfrauen abzuschreiten. Die Ruppiner hatten die hübschesten Töchter der Stadt ins erste Glied gestellt, und Papa Wrangel gab jedem der Mädels einen Kuß, die ganze Reihe lang. Als er merkte, daß das zweite Glied nicht so hübsch sei, drehte er sich zu seinem Adjutanten um und sagte: „Eule, nu küß man du weiter!"

*

In Ruppin auch war es; da sah Wrangel einen Offizier, dessen Sporen unvorschriftsmäßig waren. Wrangel winkte ihn zu sich heran und diktierte ihm vierundzwanzig Stunden Arrest. Der Offizier, der mit Wrangels berühmter Güte rechnete, versuchte sich zu verteidigen und machte den Einwand: „Exzellenz tragen ja ebensolche." — „Janz jut, min Sohn knurrte Wrangel, „da kannst du jleich vierundzwanzig Stunden dazu vor mir mitabsitzen!"

*

Papa Wrangel geht in Berlin in eine Bäckerei und steckt einen Pfannkuchen auf den Zeigefinger. „Wat soll die Schmalzlerche kosten?" fragt er. — „Sechs Dreier, Exzellenz!" — „Is mich zu teuer! Hat ja een Loch in der Mitte! Müßte billijer sein!" Und er schmeißt den Pfannkuchen auf den Ladentisch.

*

Als Wrangel in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Kommandeur des II. Armeekorps in Stettin stationiert war, ließ er eines Tages den damals bedeutendsten Künstler der Stadt, Ludwig Most, zu sich kommen und beauftragte ihn, für den Speisesaal einige Ahnenbildnisse zu malen. Most, ein Porträtmaler von Rang, fragte Wrangel, ob er nicht einige Miniaturen seiner Vorfahren besitze, nach denen er sich richten könne. „Dat muß nich sind," meinte Papa Wrangel, „muß nur einije Aehnlichkeit mit mich sind und vorschriftsmäßig anjezochen sind. Es hat sie doch niemand gekannt!"

*

Die Düppeler Schanzen sind genommen. Prinz Friedrich Karl erhält von dem glücklichen König Wilhelm ein Telegramm: „Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke ich Dir den Sieg." — Dem Prinzen ist es höchst peinlich, daß kein Wort des Dankes an Wrangel in dem Telegramm steht, der doch der Feldmarschall war. Er versucht dieses Versehen des Königs durch einige liebenswürdige Worte zu mildern. Da sagt Wrangel: „Na, wat denn?" Der Herr der Heerscharen, det bin ick doch!"

*

Während des Feldzuges gegen Dänemark hielt sich auch der Berliner Korrespondent der „Times" im Feldlager auf, das heißt: zunächst wollte er sich dort aufhalten; aber Wrangel, ein erbitterter Feind aller „Federfuchser", ekelte ihn rasch hinaus. Doch der Engländer kam wieder, versehen mit Berliner Empfehlungsschreiben. Wrangel schickte ihn wieder fort. Zum dritten Male erschien der Sohn Albions; diesmal hatte er ein Empfehlungsschreiben Bismarcks. Da war Wrangel machtlos. Er lud den Engländer zur Tafel ein. Als er erschien, führte er ihn sogleich zu Prinz Friedrich Karl und stellte ihn vor: „Königliche Hoheit! Darf ich Ihnen den Korrespondenten der „Times" vorstellen? Er hat jahrelang die infamigsten Artikel über Preußens Politik geschrieben. Doch Bismarck läßt uns sagen, wir sollen den Herrn gut behandeln." — Der Berichterstatter blieb von da ab sehr im Hintergrunde.

Gedenktage.

2. November.

Lagarde und die Bücher. Am 2. November feiert man den 100. Geburtstag Paul de Lagardes, des „Propheten", in dessen „Deutschen Schriften" so viel dem vorausgenommen worden ist, was heute verwirklicht werden soll oder auch noch immer nur in dem Programm einer Reform deutschen Lebens steht. Paul Anton de Lagarde, eigentlich Bötticher, ist am 2. November 1827 in Berlin als Sohn des Professors Wilhelm Bötticher geboren. Daß er zwölf Tage nach seiner Geburt die Mutter verloren hatte, war der größte Schmerz seines Lebens, der durch einen unüberbrückbaren Gegensatz zu seinem Vater noch verschärft wurde. So mag ihm die Adoption durch eine Schwester seiner Großmutter, die ihren Namen de Lagarde auf ihn vererbte, doppelt willkommen gewesen sein. Seit 1854 wirkte Lagarde als Lehrer an Berliner Gymnasien, 1869 erhielt er endlich die Professur für Orientalistik in Göttingen, wo er am 22. Dezember 1891 gestorben ist. Die Werke, durch die er fortwirkt und heute erst recht lebendig ist, sind nicht seine gelehrten Arbeiten, sondern die „Deutschen Schriften". In ihnen sind all die politischen, pädagogischen und religiösen Fragen erörtert, die Lagarde beschäftigten, und die auch uns fast alle noch angehen. Daß er bei den Bildungsfragen auch auf das Bücherlesen zu sprechen kommt, versteht sich; und es ist besonders ein Thema, das er da mit der ihm eigenen Schärfe und rücksichtslosem Temperament anpackt: er wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen die Untugend des Bücherverleihens, die damit zusammenhängende Scheu vor dem Bücherkaufen. Auch Wilhelm Jordan und Heinrich von Treitschke haben sich ja im gleichen Sinne mit scharfen Worten ausgesprochen. Es empörte Lagarde, mit vollem Recht, daß diese Unsitte des Bücherleihens zur Vermeidung des Bücherkaufs gerade auch in den Kreisen der Wohlhabendsten und Vornehmsten ganz anstandslos hingenommen und gelten gelassen werde, unter Leuten, die auch bei anderen Dingen als Büchern peinlichst scheuen würden, den Nachbarn anzugehen. Was sei das Ende von alledem? „Ein tiefes Herabdrücken unserer geistigen Produktion, wenigstens insoweit sie zur Geltung kommt, indem nunmehr gerade die wertvollsten Werke, zumal die wissenschaftlichen Charakters, vielfach ungekauft vermodern, ihre Verfasser nicht nur um den Lohn der Arbeit gebracht, sondern dadurch gleichzeitig in ihrer Unabhängigkeit, in ihrer Existenz als freie Männer geschmälert werden, ja, was das Schlimmste, der Unterdrückung hervorragender Geister und ihrer Erzeugnisse Vorschub geleistet wird." Denn, meint Lagarde, Bücher könnten nicht mehr totgeschwiegen werden, wenn die Deutschen Bücher kauften. — Mag sich seither vieles geändert haben, so bleibt doch Lagardes Wort eine Mahnung, und gerade wenn man jetzt seinen Geburtstag feiert, wird man gut tun, zu Lagardes Schriften selbst zu greifen, die in verschiedenen Ausgaben und zum Teil ganz wohlfeilen Auswahlbänden jetzt leicht zugänglich sind. Man wird sich durch die Lektüre vielfach angeregt und bereichert finden.

Allerlei Wissen.

Rundreisehefte für Flugzeuge. Die holländische Flugzeuggesellschaft hat Flugzeugrundreisehefte herausgegeben, dessen erstes von einem Amsterdamer Kaufmann benutzt wurde. Es gilt für 25 Hin- und Herreisen zwischen Amsterdam und London.

Das größte Rathaus der Welt. Der Londoner Baumeister Harris erhielt einen Preis von 80 000 Mark für den Entwurf eines neuen Rathauses in Manchester. Das Gebäude soll rund 30 Millionen Mark kosten, und mehr als 3000 Beamte sollen darin ihre Tätigkeit ausüben. Es wird das größte Rathaus der Welt werden.

Enkings „Kind" verplattdeutscht. Zum 60. Geburtstag des in Kiel geborenen Dichters Ottomar Enking brachte die „Niederdeutsche Bühne Kiel" im dortigen Schauspielhause Enkings Kleinstadtkomödie „Das Kind" in einer plattdeutschen Uebertragung von Paul Jessen mit starkem Erfolge heraus. Die Kritik bezeichnet z. T. sogar, wie der „Schleswig-Holsteiner" hierzu bemerkt, das plattdeutsche Gewand als angemessener für den Inhalt des Werkes, als das ursprünglich hochdeutsche.

Ueble Folgen einer Hänselei. Als ein Gasthofbesitzer in Pfaffendorf nach einem Ausgang sein Lokal betrat, wurde er von einigen Gästen gehänselt, weil er eine verlangte Zigarettenmarke nicht führte. Darüber geriet der Mann so in Erregung, daß er alles in seinem Lokal kurz und klein schlug, so daß die Gäste flüchten mußten. Dann begab er sich in sein Wohnzimmer und schoß sich eine Kugel durch den Kopf.

Anglerpech. Ein Bürger der Stadt Wesel hatte dieser Tage das Glück, einen mächtigen Hecht von fast einem Meter Länge an der Angel zu haben. Als der Fisch angebissen hatte und den Angelhaken spürte, gab er sich einen solchen Ruck ins Wasser, daß der Angler mit seiner Rute ins Wasser stürzte. Der Hecht entkam nicht wieder; aber der Angler mußte seine Kleidung zum Trocknen auf einen Strauch hängen; denn er war naß bis auf die Haut. Oft sind Glück und Pech recht eng miteinander verbunden.

Fröhliche Ecke.

Sicherheit.

Eine alte Dame fuhr zusammen mit anderen Besuchern den Schacht eines Kohlenbergwerks hinab. Der Aufzug war etwas primitiver Art, und als die alte Frau den einzigen Strick sah, an dem der Kasten hing, fragte sie recht unruhig den begleitenden Bergmann: „Glauben Sie, daß das Ding hält?"

„Es ist so sicher wie eine Goldbank," sagte grinsend der Mann. „Sie brauchen sich gar nicht zu fürchten. Solche Taue sind auf ein Jahr garantiert, und dieses Seil wird übrigens morgen erneuert."

Entfernte Verwandtschaft. Dame (zu einem großen Mädchen, das ein Baby trägt): „Du bist wohl mit der Kleinen verwandt?" — Mädchen: „Ganz entfernt. Ich bin die älteste und sie ist die jüngste von dreizehn Geschwistern."

Moderner Haushalt. Junge Hausfrau: „Wie lange lassen Sie die Eier kochen, Minna?" — „Genau eine Zigarettenlänge, Gnädige Frau!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Pograst.